

„Söhne ohne Väter“ - Ein Dokumentarfilm von Andreas Fischer, 80 Min, Deutschland 2007, im Auftrag von ZDF, 3Sat, SWR; Bezugsquelle: www.moraki.de

Viel ist in den letzten Jahren über das Schicksal der Kriegskinder in den Medien geschrieben und gesprochen worden. Auch die psychoanalytische Forschung hat sich dem Thema zugewandt. Lange lag es aus begreiflichen Gründen im Schatten des kollektiven Erinnerns. Erst als die Kriegskinder selbst um die 60 Jahre alt im „biographischen Alter“ waren und ihre Lebensgeschichte als ein Ganzes betrachteten, kamen die frühen, häufig traumatischen Prägungen ihrer Kindheit zur Sprache. Aus der frühen Phase dieser beginnenden kollektiven Erinnerungsarbeit, die vielleicht mit Günter Grass' Roman „Im Krebsgang“ (2002) einsetzte, stammt der Dokumentarfilm „Söhne ohne Väter“ von Andreas Fischer. Er ragt aus den vielen Beiträgen zu diesem Thema sowohl durch seine inhaltliche Klarheit wie seine stilistische Prägnanz deutlich heraus und ist auch noch nach sieben Jahren von erhellender Aktualität. Das liegt nicht zuletzt an seiner formalen, seiner künstlerischen Qualität. Ohne Abschweifungen, vor allem unter wohltuendem Verzicht auf jeglichen Kommentar widmet er sich konzentriert einem einzigen Thema: den Folgen der Vaterlosigkeit der Jungen dieser Generation.

Acht Männer, deren Väter im Krieg gefallen sind, kommen zu Wort und erzählen von den wenigen Erinnerungen an sie, die zumeist nur Erinnerungen an Erzählungen anderer über sie sind. Die bewegende Trauer, die diese lebenserfahrenen Männer dabei ergreift, wenn ihre Erinnerung an den Vater nur anhebt, ist das erste Ereignis in diesem Film, und wenn es bei ihm bliebe, wäre das allein schon sehr viel. Es ist aber nur der Auftakt zu Weitergehendem: zu Nachdenken und Selbsterkundung, wie diese initiale Abwesenheit ihr ganzes Leben, das Verhältnis zu ihren Müttern, ihre späteren Liebesbeziehungen und beruflichen Entscheidungen, bis hin zu ihrem Verhältnis zu ihren eigenen Söhnen beeinflusst hat. Dabei haben diese Selbstauskünfte nichts Abgeklärtes oder Vorgefertigtes, schon gar nichts aufgesetzt Psychologisierendes an sich, sondern entwickeln sich wie von selbst aus dem Gespräch mit dem Dokumentaristen. Dessen Fragen bleiben indes ausgespart und er selbst kommt nie ins Bild. Indem er zurücktritt, fügen sich die Äußerungen der Protagonisten zu erstaunlichen Monologen, die der tieferen Wahrheit ihres Lebens auf die Spur kommen. Das Montageprinzip des Films, inhaltlich ähnliche Gesprächssequenzen der einzelnen Interviewpartner so nebeneinander zu stellen, dass sich ein gemeinsamer Erzählstrom entwickelt, erweist sich dabei als wahrer Kunstgriff. Auf diese Weise verbinden sich die individuellen Zeugnisse zu einem Chor harmonisierender Stimmen, zu einem Kanon von Erinnerungen und Gedanken, die sich auf verblüffende Weise, manchmal wörtlich, bestätigen und ergänzen. Die eindrucksvolle Geschlossenheit des so heranwachsenden Lebenspanoramas ist der umsichtigen Auswahl der Protagonisten zu verdanken, die einfach interessante Menschen sind, beeindruckend in ihrer Fähigkeit und vor allem in ihrer Bereitschaft, Auskunft über sich zu geben und sich zu zeigen. Sie sind einander durch ihre akademische Sozialisation auch ein wenig ähnlich. Aber schon dies ist Spekulation, denn der Film versagt sich jeden Hinweis auf die äußere soziale Biographie seiner Akteure. Am Ende nennt er nur ihre Namen. Allein Peter Voss, den ehemaligen SWR-Intendanten, kennt man aus den Medien. Der beruflich-soziale Hintergrund der anderen lässt sich nur aus Nebenbemerkungen vage erahnen. Nichts lenkt ab von der Aufmerksamkeit für die Geschichte einer schicksalhaften Abwesenheit. Es ist einerseits eine historisch konkrete, in dieser Hinsicht einmalige kollektive Geschichte, die sich hier ausspricht, zugleich aber ist es auch die beispielhafte Darstellung des Vater-Archetyps schlechthin, in seinen positiven wie negativen Facetten. Die Männer sprechen eben nicht allein von ihrem konkreten individuellen Vater, sondern, weil sie gewissermaßen „im Chor“ sprechen, vom „Väterlichen an sich“, vom Archetyp. Wie unentrinnbar dieses anordnende Prinzip in ihrem Leben waltet, sich immer wieder bewusst und unbewusst Geltung verschafft, das ist das ungemein Aufschlussreiche an diesem Film. Was es mit der archetypischen Struktur des Unbewussten auf sich hat, hier ist es zu sehen.

Stefan Wolf